

Sektion Soziologische Theorie

Bericht über die Tagung »Parasiten« der modernen Gesellschaft?»

Vor dem Hintergrund der Frage, wie soziale Ordnung möglich ist, hat sich die soziologische Theorie immer auch für »ordnungswidrige« Phänomene interessiert, diese aber lange als Abweichungen von erstrebten Entwicklungspfaden und Ordnungszuständen behandelt, die langfristig überwunden werden können. Solche weder intendierten noch erwünschten gesellschaftlichen Zustände haben sich jedoch in vielen Fällen als so dauerhaft erwiesen, dass der Verdacht wächst, es könnte sich bei ihnen um Begleitphänomene der modernen Gesellschaft handeln, deren Reproduktion durch moderne Sozialstrukturen nicht blockiert, sondern gerade ermöglicht wird. Die Tagung »Parasiten« der modernen Gesellschaft?«, die am 20. und 21. Juni 2008 an der Universität Osnabrück stattfand, setzte die Metapher des Parasiten ein, um Ordnungsformen zu thematisieren, die Institutionen der modernen, in unterschiedliche Handlungsfelder, Wertspähren bzw. Funktionssysteme differenzierten Gesellschaft zu widersprechen scheinen, möglicherweise aber erst durch selektiven Gebrauch dieser Institutionen stabilisiert und reproduziert werden. Von *Wolfgang Ludwig Schneider* (Osnabrück) und *Michael Schmid* (München-Neubiberg) organisiert, beschäftigte sich die Tagung mit korruptiven, mafiösen und terroristischen Strukturen als Beispielen für »parasitäre« Ordnungsformen.

Zu Beginn der Tagung schlug *Michael Schmid* vor, das Problem der Sicherung von Eigentumsrechten als Ankerpunkt zu benutzen, um parasitäre Strukturen vergleichend zu thematisieren. Aus seiner Sicht stellen Mafia, Warlord-Strukturen, Terrorismus und Korruption Wege dar, Eigentumsansprüche zu erlangen und/oder zu schützen, wenn dies auf Basis der Durchsetzung eines staatlichen Gewaltmonopols nicht gelingt. Solche Handlungsmuster sind rational, aber parasitär insofern, als sie zu ineffizienten Einkommensverteilungen führen.

Peter Graeff (Bielefeld) vertiefte die handlungstheoretische, mit Elementen der Institutionenökonomik angereicherte Perspektive, indem er den Fall der Korruption (verstanden als Amtsmissbrauch) näher untersuchte. Im Zentrum stand die Frage, wie in einem Korruptionsverhältnis gewährleistet wird, dass beide Seiten die vereinbarten (illegalen) Handlungen tatsächlich ausführen. Neben Vertrauen, das vor allem bei längerfristigen Beziehungen über gemeinsames Wissen wechselseitige Erwar-

tungen stabilisiert, spielen Korruptionsnormen dafür eine wichtige Rolle. Sind solche Normen verbreitet, die als negatives Sozialkapital verstanden werden können, erscheint korruptes Handeln als zwar illegal, aber nicht illegitim und wird somit wahrscheinlicher, selbst wenn die Beteiligten sich nicht kennen.

Elmar Koenen (München) nahm anschließend das Beispiel der Korruption zum Anlass, die Brauchbarkeit der Parasiten-Metapher zu diskutieren. Er kontrastierte die Massenhaftigkeit alltäglichen korruptiven Handelns mit dem moralischen Unwerturteil, das mit der Rede von Korruption wie mit der Rede von Parasiten verbunden ist. Ausgehend von der These, dass es sich in vielen Fällen so genannter Korruption um informelle Praktiken der Absprache und Interessenvermittlungen handele, die unternehmerischen Erfolg unter schwierigen Bedingungen ermöglichen, ohne gravierende soziale Folgeschäden zu erzeugen, plädierte er dafür, solche funktionalen und insofern tolerablen Praktiken schärfer von einem Kernbereich schädigender und deshalb strafrechtlich zu verfolgender Korruption zu trennen.

Margit Weibrich (München) stellte in ihrem Vortrag mafiöse Strukturen in den Mittelpunkt und schilderte, wie das »Grundgeschäft« der Mafia, Schutz als partikulare Dienstleistung anzubieten, ausgedehnt wird, so dass die verschiedensten Transaktionen – von der Müllentsorgung bis zum Drogenhandel – unter Rekurs auf die Drohung mit Gewalt gegen den Bruch informeller Vereinbarungen durch Transaktionspartner und gegen unerwünschte Konkurrenten abgesichert werden. Damit deutet sich ein Wandel an von einer parasitären Struktur, die sich in Widerspruch zum staatlichen Gewaltmonopol entwickelt, es schwächt, aber dennoch auf es bezogen bleibt, hin zu einem Wettbewerb privater Gewaltunternehmer.

Der Vortrag von *Andreas Pettenkofer* (Hagen) nahm Terrorismus als radikale Protestbewegung in den Blick. Während die Figur des Parasiten aus seiner Sicht vor allem auf die Gelegenheitsstrukturen verweist, die die Entstehung einer solchen Bewegung ermöglichen, vertrat er die These, dass eine längerfristige Selbststabilisierung terroristischer Gruppen gerade die Abkopplung von externen Gelegenheitsstrukturen impliziert. Am Beispiel der IRA argumentierte er in Anlehnung an religionssoziologische Ansätze, dass terroristisches Handeln sich stabilisiert, weil die Akteure auf diese Weise die Unerschütterlichkeit ihrer inneren Gesinnung den anderen Anhängern der Bewegung wie auch sich selbst demonstrieren können. Gleichzeitig ruft die gemeinsame Erinnerung an verübte Terrorakte und die damit

verbundene wechselseitige Bestätigung der Bindung innerhalb der Gruppe Euphorie hervor, was den Wunsch erzeugt, entsprechende Handlungen zu wiederholen.

Petra Hiller (Bielefeld) wandte sich in ihrem Vortrag erneut dem Beispiel Korruption zu, wählte aber eine systemtheoretische Perspektive. Sie betonte, dass Korruption nicht etwa auf Entdifferenzierung hinweist, sondern im Gegenteil als Folge der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft einerseits und der Bildung von Organisationen andererseits zu begreifen ist. Die Entscheidungsprogramme der meisten Organisationen orientieren sich primär an einem bestimmten Funktionssystem, sind aber auch für Konditionierungen durch die Rationalitäten anderer Funktionssysteme zugänglich. Solche Konditionierungen erfolgen maßgeblich über Netzwerke, die sich an Organisationen anlagern, aber nicht durch sie kontrolliert werden können. Korruption ist dann ein Beobachtungsschema der Moral, das selektiv bestimmte systemfremde Sinnverknüpfungen als unerwünscht markiert, während andere toleriert werden.

Marco Schmitt (Hamburg-Harburg) deutete in seinem Vortrag parasitäre Strukturen ebenfalls als Folge von Ausdifferenzierungsprozessen. Er plädierte dafür, die Figur des Parasiten als Schnittpunkt von systemtheoretischen (Luhmann) und netzwerktheoretischen (Latour, White) Ansätzen zu nutzen, um eine Kombination dieser Theorien zu ermöglichen. Ziel wäre dabei weder die Integration noch die bloße Gegenüberstellung der Perspektiven, sondern die Entdeckung von Komplementaritäten, die in der Thematisierung von Zurechnungsprozessen, Unschärfen und Handlungsblockaden liegen könnten.

Schließlich skizzierte *Wolfgang Ludwig Schneider* (Osnabrück) in seinem Vortrag, wie unterschiedliche parasitäre Sozialsysteme als Effekte selektiver Blockierungen der codegestützten Informationsverarbeitung in Funktionssystemen gedeutet werden können. Wenn in einem Funktionssystem ein Ereignis nicht eindeutig einer der beiden Seiten des binären Codes zugeordnet werden kann, produziert das System keine Information, sondern Lärm, der dann zur Basis für die Bildung eines parasitären Systems werden kann, das den Lärm verarbeitet, ihn aber gleichzeitig immer wieder neu erzeugt. Während mafiose Organisationen und korruptive Netzwerke Lärm im Rechtssystem nutzen und verstärken, setzen Protestbewegungen und terroristische Netzwerke an Codeblockaden im politischen System an.

In der Schlussdiskussion wurde deutlich, wie fruchtbar aus Sicht der Teilnehmer die gegenstandsbezogene Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Theorien im Rahmen der Tagung war. Der mit dem Tagungsthema grob abgesteckte Phänomenbereich wurde in den Vorträgen zwar durchaus unterschiedlich aufgegriffen. Auffällig war aber, dass in den Debatten klassische Konfliktpunkte zwischen konkurrierenden theoretischen Ansätzen in den Hintergrund traten und einem auf den Gegenstand bezogenen Vergleich der Erträge unterschiedlicher theoretischer Perspektiven Platz machten. Neben vielen interessanten Beobachtungen zu den Gemeinsamkeiten und Unterschieden von korruptiven, mafïösen und terroristischen Strukturen lieferte die Tagung somit auch wichtige Impulse für einen produktiven Umgang mit der Theorienvielfalt in der Soziologie.

Isabel Kusche

Sektion Wissenschafts- und Technikforschung

Bericht über die Tagung »Zwiespältiger Fortschritt? Epistemische und legitimatorische Probleme praktisch wirksamer Wissenschaft«

Insbesondere in der Klimaforschung und -politik, aber auch in vielen anderen risikopolitisch sensiblen Feldern wie »Grüne Gentechnik«, Chemiepolitik, Nanotechnologie oder Food Safety wird offenkundig, welchen besonderen Bedingungen Wissenschaft unterworfen ist, deren Ergebnisse für die Politikgestaltung von unmittelbarer Relevanz sind. In diesen Konflikten ist deutlich sichtbar geworden, dass die Wissenschaft in praktischen Anwendungskontexten in der Regel weit davon entfernt ist, konsensuelles, eindeutig handlungsorientierendes Wissen zur Verfügung zu stellen. Die seit einigen Jahren wachsende öffentliche und (sozial-)wissenschaftliche Aufmerksamkeit für Ungewissheit und wissenschaftliches Nichtwissen sowie für die Pluralität epistemischer Kulturen bringt dies recht klar zum Ausdruck und markiert einen zumindest partiellen Perspektivenwechsel in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Wissenschaft und wissenschaftsbasierter Technik. Die Chance zur Erzeugung konsensuellen Wissens verringert sich, so dass kognitive Unsicherheit, normativer Dissens und kategoriale Uneindeutigkeiten aufbrechen.

Wie gelingt vor diesen Hintergrund die Herstellung von Handlungsfähigkeit? In jedem Fall provoziert diese Konstellation einer engen Verflechtung von Wissenschaft und Politik nicht nur Veränderungen im politischen System der Vorbereitung und des Treffens kollektiv verbindlicher Entscheidungen, sondern wirkt auch auf die Wissenschaft selbst zurück und führt dort zu Anpassungsprozessen. Diese vielfältigen Wechselwirkungen zu würdigen und ihre Effekte zu studieren, stand im Mittelpunkt der Tagung »Zwiespältiger Fortschritt? Epistemische und legitimatorische Probleme praktisch wirksamer Wissenschaft« am 26. und 27. Juni 2008 in Augsburg, deren Vorträge anhand verschiedener empirischer Fallstudien wie theoretischer Konzepte diese Problemstellung ausloteten.

Den Auftakt machte *Franz Seifert* (Wien) mit seinen Überlegungen »Zurück an den Start. Wenn der Konsens ausbleibt«. Mit Blick auf die transnationale Regulierung der Agrobiotechnologie (»grüne Gentechnik«) ging er von der These aus, dass die Hegemonie von Konzepten des »wissenschaftlich nachweisbaren« physischen Risikos die Chancen einer reflexiven Gestaltung solcher Politikprozesse stark begrenzt. Dies untermauerte er zum einen am Beispiel einer Intervention von Sozialwissenschaftlern/innen im Streitschlichtungsverfahren der WTO (2003-2006) um das frühere EU-Moratorium beim Import gentechnisch veränderter Organismen (GVO). Der Vorstoß, der auf eine Kritik am Objektivitätsanspruch des wissenschaftlichen *risk assessment* zielte, dokumentierte den begrenzten Einfluss reflexiver Angebote ohne konkreten Risikobezug, und wurde schlicht ignoriert. Zum anderen sind die nachfolgenden Disziplinierungsversuche der Europäischen Kommission gegenüber Österreich aufschlussreich, das sich als gentechnikfreie Zone erhalten wollte. Hier bestand die Lösung darin, Österreich zuzugestehen, keine GVO anzubauen, jedoch entsprechende Produkte importieren zu müssen. Der verwissenschaftliche Risikodiskurs lief ins Leere und mündete in fragwürdige politische Aushandlungen.

Gottbard Bechmann und *Fritz Gloede* (Karlsruhe) eröffneten ihr Referat zu »Wissen und Politikberatung – eine neue Dimension des Praktischwerdens der Theorie« mit einer Erinnerung an zentrale Konzepte der Systemtheorie Luhmanns, die den Begriff des Risikos vor dem Hintergrund von Kontingenz und Komplexität als hochstufige Kontingenzarrangements auszudeuten halfen. Der wesentliche Gewinn dieser Überlegungen bestand darin, an die Voraussetzung jeglicher Risikopolitik zu erinnern, dass im Grunde unentscheidbare Angelegenheiten entscheidbar gemacht werden müssten.

Vor diesem Hintergrund plädierten die beiden Autoren für ein »qualitativ hochwertiges« Management von Unsicherheit, für eine Prozeduralisierung des Zusammenhangs von Wissen und Entscheidung sowie für die Konzentration der Technikfolgenabschätzung auf bislang von der Aufmerksamkeit Ausgeschlossenes.

In seinem Referat »Legitimation trotz wissenschaftlicher Unsicherheit? Die Grenzziehung zwischen Natur und Gesellschaft und das erfolgreiche Scheitern des internationalen Klimaregimes« konzentrierte sich *Willy Viehöver* (Augsburg) auf unterschiedliche Krisenformen, die bei der Etablierung des internationalen Klimaregimes entscheidend sind. Am Beispiel des Streits um den anthropogenen Klimawandel machte er auf eine grundlegende Krise der modernen Unterscheidung zwischen Natur und Gesellschaft aufmerksam. Die Legitimationsprobleme handlungspraktisch wirksamer Wissenschaft verdeutlichte er mit Blick auf die Etablierung notwendiger Fiktionen, einer Objektivitätsfiktion, gestiftet durch das IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change) und seine Berichte, einer Souveränitätsfiktion im Rahmen hybrider klimapolitischer Governance-Strukturen und einer Konsensfiktion vor dem Hintergrund wachsend unscharfer Grenzen zwischen Wissenschaft, Politik und den Medien. In der Folge wäre es für die politische Gestaltung von Klimaregimen notwendig, eine »grammar of confidence« zu entwickeln. Viehöver bündelte seine Überlegungen in der These, dass das CO₂ sich von einem »Tracer« in ein Totem verwandeln würde.

Jens Soentgen (Augsburg) nahm diese erzähltheoretisch inspirierte Perspektive, wonach Geschichten zu »Geburtsstätten neuer Welten« (Paul Ricoeur) werden können, direkt auf und zeichnete den Bedeutungswandel des »Kohlendioxid[s] – vom Spiritus lethalis zum Klimakiller« nach. Dabei wurde deutlich, wie wenig man diese Geschichte verstünde, wenn man allein den Zeithorizont der modernen Gasforschung seit dem 17. Jahrhundert in den Blick nähme. Vielmehr beginnt diese Geschichte mit dem Beginn der Erdgeschichte, denn das Kohlendioxid war erdgeschichtlich eine der wesentlichen Voraussetzungen dafür, dass überhaupt Leben auf der Erde entstehen konnte. Kohlendioxid weist also – je nach Perspektive – sehr unterschiedliche Bedeutungen und Funktionen auf. Zugleich bildete dieser Vortrag eine Einführung in die Wissenschafts-Ausstellung zu dieser Thematik am Wissenschaftszentrum Umwelt der Universität Augsburg (<http://www.co2-story.de>).

Alexander Bogner (Wien) fokussierte mit seinen Überlegungen zu »Handeln trotz Wertedissens – Formen und Funktionen bioethischen Unsicherheits-Managements« auf die Bedeutung ethischer Expertise in politischen Prozessen. Seine These lautete, dass mit ethischen Expertisen ein ganz eigener »Rahmen« der Behandlung von Technisierungskonflikten etabliert würde. Der »Rahmen« selbst ließe sich als eine gemeinsame diskursive Basis der Konfliktaustragung bestimmen. Im Gegensatz zum Bereich der Agrobiotechnologie, die unter einem »Risiko-Rahmen«, bei dem der Streit um das »richtige« Wissen im Mittelpunkt steht, behandelt würde, etablierten sich die Konflikte um die Stammzellforschung unter einem »Ethik-Rahmen«. Auf diese Weise vollziehe sich ein Geltungswandel des Dissenses. Dissens sei nicht mehr kontraproduktiv. Vielmehr biete der Ethik-Rahmen durch seine Legitimität des Dissenses eine Dauerchance zur Öffnung von Diskursen. Dies stifte zugleich der Politik neue Autonomiespielräume gegenüber den Experten. Man könne den Titel des Vortrags daher zuspitzen zu »Handeln wegen Wertedissens«.

Cordula Kropp und *Gerald Beck* (München) konzentrierten ihre Überlegungen zur »Risikokommunikation zu Nahrungsergänzungsmitteln – wissensbasierte Verbraucherberatung als legitime Handlungsorientierung?« auf zwei zentrale Aspekte. Zum einen müsse im Spannungsfeld zwischen Politik, Wirtschaft und Verbrauchern die Rolle von Wissenschaft bei Prozessen der Risikokommunikation neu bestimmt werden. Hierbei könne zwischen zwei Formen der Risikokommunikation unterschieden werden. Einer »Risikokommunikation 1«, bei der Experten über Risiken aufklären und Betroffene anhand besseren Wissens zu angemessenem Handeln befähigt würden, sowie einer »Risikokommunikation 2«, die sich selbst noch so reflektierten Aufklärungsmodellen widersetze und relationale wie partikularistische Effekte sowie die Ungewissheit des Wissens mit berücksichtige. Diese Unterscheidung wurde zum anderen mit Blick auf unterschiedliche Angebote der Risikokommunikation zu Nahrungsergänzungsmitteln plausibilisiert und dabei das Internet-Tool »Risikokartierung« vorgestellt (<http://www.risk-cartography.org>).

Alena Bleicher, *Matthias Groß* und *Wolfgang Krohn* (Leipzig/Bielefeld) setzten mit ihrem Beitrag »Experimentelle Governance: Politisch relevantes Wissen in der Sanierung kontaminierter Industrieregionen« den Schlusspunkt zu dieser Tagung. Am Beispiel von »Mega-Sites«, also Standorten mit sehr großen Mengen von Industrieabfall im Boden, diskutierten sie Strukturen einer experimentellen Governance. Dabei rechtfertigte sich die

Redeweise vom »Experimentellen« einerseits durch den offenen Umgang mit Unbekanntem bei der Wissensgenese, andererseits aber ebenso durch den Umbau von Verwaltungsstrukturen. So würde es mit dem so genannten Auflagenvorbehalt der Behörde möglich, einen proaktiven Umgang mit bisher Nicht-Gewusstem zu eröffnen. Prozesse müssten nicht gestoppt werden, obgleich für den Prozess wesentliche Wissensgrundlagen oftmals erst im Laufe des Prozesses generiert werden könnten. Auf diese Weise könnten unerwartete Wendungen als Katalysatoren für neue Forschung und Lernprozesse auf Anwenderseite gesehen werden.

Aus der Fülle der differenzierten Diskussionsfäden lässt sich folgender Punkt zusammenfassend besonders hervorheben: Zumindest drei Typen der praktischen Wirksamkeit von Wissenschaft haben sich in den Referaten und der Diskussion gezeigt: In manchen Fällen wird Wissenschaft praktisch wirksam durch das Einspeisen konsensuellen Wissens. Dies gilt etwa für das Feld der Klimaforschung, wenngleich hier eher von einer (nicht ganz unproblematischen) Konsensfiktion gesprochen werden muss. In anderen Fällen wird Wissenschaft praktisch wirksam gerade durch Dissens. Denn Dissens eröffnet politische Handlungsräume – wobei ein Dezisionismus der Politik als Schattenseite dieses Typs gewertet werden muss. Schließlich wird Wissenschaft praktisch wirksam durch Arrangements des produktiven Umgangs mit Ungewissheit, Uneindeutigkeit oder Nichtwissen.

Sicherlich bedürfte es einer weiter gehenden, kontextsensiblen Analyse dieser verschiedenen Formen, um die je unterschiedlichen Interaktionen zwischen Wissenschaft und Politik erfassen zu können. Darüber hinaus müssen aber vor allem die jeweiligen Gültigkeitsbedingungen dieser verschiedenen Formen praktischer Bedeutsamkeit von Wissenschaft selbst zum Gegenstand der Analyse gemacht werden. Besonders die Frage, in welcher Weise die Konflikte gerahmt werden sollten, muss als genuiner Bestandteil sozialer Auseinandersetzungen in risikopolitischen Feldern gewertet werden.

Stefan Böschen, Peter Wehling

Sektion Wissenssoziologie

Bericht über die Tagung »Interkulturelle Interaktionen. Zur Ethnographie in der globalisierten Gesellschaft«

Wie ist intersubjektives Verstehen möglich, wenn die Interaktionsteilnehmer aus unterschiedlichen Sinn- und Symbolsystemen heraus die Welt deuten? Wie lässt sich ethnographisch das menschliche Bemühen um Fremdverstehen interpretieren? Welche Formen kategorialer Selbst- und Fremdzuschreibung sind hierbei zu beobachten? Diesen und vergleichbaren Fragen gingen die 2. Fuldaer Feldarbeitstage nach. *Anne Honer* (Fulda) und *Angelika Pofertl* (München) hatten im Namen des Arbeitskreises Ethnographie der Sektion Wissenssoziologie zu einer Tagung unter der Überschrift »Interkulturelle Interaktionen. Zur Ethnographie in der globalisierten Gesellschaft« am 26. und 27. Juni 2008 eingeladen.

In insgesamt elf spannenden und sehr heterogenen Vorträgen wurde der ethnographische Zugang zu »interkulturellen Interaktionen« thematisiert und diskutiert. Dabei wurden unter anderem die Fragen, was den Charakter von »Kultur« und damit auch von »Interkulturalität« ausmacht, immer wieder gestreift. Schon im zweiten Eröffnungsvortrag von *Angelika Pofertl*, der einen Überblick über die Globalisierungsdebatte gewährte, wurde ersichtlich, dass Prozesse der Globalisierung und Transnationalisierung alle Bemühungen der national-kulturellen Schließung unterlaufen und Ideen kultureller Homogenität als Phantasmen entlarven. Stattdessen sind Phänomene »kultureller« Melange – wie es einst Jan Nederveen Pieterse bezeichnete – zu verzeichnen.

Dennoch – so konnten einige Vorträge zeigen – ist die Deutung von Sinn in Interaktionen oftmals gebunden an die zugeschriebene kulturelle Zugehörigkeit und an die Vorstellung (national-)kultureller Verschiedenheit. Die Idee in sich homogener Kulturen und die konstruierte kulturelle Differenz gestalten Interaktionssettings und beeinträchtigen dadurch das wechselseitige Verstehen. Entsprechend ging es dann auch in den Vorträgen um erschwerte Interaktionsbeziehungen zwischen »deutschen« und »indischen« Musikern (*Ronald Kurt*), »ukrainischen« und »deutschen« Managern (*Galina Leontij*), »deutschen« Polizisten und »türkischen« Verdächtigen (*Norbert Schröer*) usw. Die ethnomethodologische Erkenntnis von der Welt als einer multiple reality und die gescheiterten Arbeiten des Ethnographen Roland Girtler über Randkulturen in der »Kultur« als Ausdruck der

›Buntheit des menschlichen Lebens‹ wurden in den Vorträgen leider zugunsten einer Betrachtung ausschließlich sich ›(national-)kulturell‹ betrachtender Akteure und ihrer wechselseitigen Beziehungen aufgegeben.

Ohne hier auf jeden der interessanten Beiträge eingehen zu wollen, seien einige ausgewählte ethnographische Studien über das Ge- oder Misslingen so verstandener ›interkultureller‹ Interaktionen erwähnt: *Volker Hinzenkamp* (Fulda) beispielsweise veranschaulichte in seinem Vortrag aus soziolinguistischer Perspektive an einem Transkript einer interkulturellen Kommunikation mit Studierenden Prozesse des Othering, der Differenzmarkierung in Kommunikationen. ›Interkulturelle Kommunikation‹ definierte Hinzenkamp dabei als eine Interaktion, »in der kulturelle Zugehörigkeit (als Differenzmarkierer) oder ›Differenz als kulturelle Fremdheit‹ erfahren oder hergestellt wird«. *Florian Elliker* (St. Gallen) referierte aus seinem Forschungsprojekt über die Volksabstimmung in der Schweiz zum Einbürgerungsverfahren. Er analysierte die Internetkampagne um die ›demokratische Einbürgerung‹ seitens der SVP und ihre Versuche, mittels negativer Kategorisierung und Stigmatisierung bestimmter Personengruppen im Rahmen dieser Anti-Einbürgerungskampagne eine Differenzierung zwischen ›Schweizern‹, ›eingebürgerten Ausländern‹ und ›Ausländern‹ zu schaffen, die sich auf der willkürlichen Konstruktion von kultureller Nähe und Fremde gründet. *Ronald Kurt* (Essen) zeigte seinen Dokumentarfilm, der den Akt des Fremdverstehens zwischen indischen und europäischen Musikern, die zusammen musizieren, thematisierte. Die anschließende anregende Diskussion beschäftigte sich dann mit den Fragen, ob die Möglichkeit besteht, mit einem Film (als Ersatz für ein Referat) eine Aussage zu transportieren. Kann der Film zeigen, was er zeigen möchte? Setzt sich die vom Produzenten intendierte Vorzugslesart durch? Und: Ist ein Film – oder allgemein ein Bild – in der Ethnographie zu mehr dienlich als zu Illustrationszwecken? *Galina Leontijs* (Konstanz) Beitrag thematisierte die Deutungs- und Handlungsmuster in der Wirtschaftskommunikation in deutschen und ukrainischen Arbeitskontexten. Ein statischer, an die nationale Zugehörigkeit gekoppelter Kulturbegriff strukturiert in Interaktionssituationen – so Leontij – die Selbst- und Fremdzuschreibungen der deutschen und ukrainischen Manager. Unterschiedliche Managementmethoden werden hier von den Managern durch kulturelle Mentalitäten erklärt. *Norbert Schröer* (Essen) untersuchte polizeiliche Vernehmungen türkischer Beschuldigter. Hierbei wurden aufgezeichnete und transkribierte Vernehmungsgesprä-

che mit Hilfe von Co-Interpreten, die die kulturspezifischen Deutungs- und Handlungsmuster der Verdächtigen lesen können sollten, interpretiert. Schröer legte diese Interpretationsgespräche und die Lesartkonstruktionen durch die Co-Interpreten veranschaulicht an einem Beispiel dar und präsentierte damit eine Interpretation der Interpretation durch Co-Interpreten eines Vernehmungsgesprächs. Deutlich wurde damit, dass die Lesartproduktion abhängig ist von der Kommunikationsdynamik der »interkulturellen« Kommunikation zwischen Forscher und Co-Interpreten. Offen blieben dabei aber die für die gesamte Tagung geltenden Fragen: Wie ist letztlich Verstehen bei angenommener oder erlebter »kultureller Differenz« möglich (was immer »Kultur« dabei auch heißen mag!)? Und: Gibt es ein Verstehen über die Grenzen »kultureller« Interpretationsgemeinschaften hinaus?

Sinnrekonstruktionen alltagsweltlicher oder wissenschaftlicher Art müssen – wie hinlänglich spätestens seit Alfred Schütz und Harold Garfinkel bekannt – mit dem Risiko des Missverstehens und der Fehldeutung leben. Sind die an der Interaktion Beteiligten von wie auch immer gearteten unterschiedlichen Weltdeutungsmustern geprägt und beeinflusst, sind Sinnrekonstruktion und gegenseitiges Verstehen erschwert. Die auf der Tagung präsentierten Referate haben anschaulich ein solches Erschweren aufgrund kollektiv-konstruierter kultureller Differenzen untersucht. Hierbei entstand aber oftmals der Eindruck, dass einzelne Referentinnen und Referenten wider besseres Wissen auch in ihrer interpretativen Analyse von *der* Kultur und der Homogenität der jeweiligen Kultur ausgehen. Die notwendige Distanz und Sensibilität zu den dargestellten alltagsweltlichen National-Kulturkonzepten (Schweizer, Türken, Ukrainer usw.), die die Referentinnen und Referenten mit Sicherheit zu leisten im Stande gewesen wären, blieben leider weitgehend aus. Somit bewegte sich die wissenschaftliche Rekonstruktion der alltagsweltlichen Konstruktion von kultureller Zugehörigkeit als Grundlage des »interkulturellen Kontaktes« – entgegen aller oftmals vorangestellten Aussagen über die gewusste Heterogenität von »Kultur« – im selben argumentativen Dunstkreis wie das Alltagswissen der Erforschten, was aber letztlich eine Reproduktion derartiger »Kultur«-Bilder bedingt (by the way: ein Grundproblem der ganzen Debatte um »Interkulturalität«). Ist es nicht vielmehr eine eingeschränkte Sichtweise, Verstehen oder Missverstehen bei den gewählten Interaktionsbeispielen ausschließlich durch »kulturelle Differenzen« erklären zu wollen? Sind nicht Faktoren wie Alter, Geschlecht, Stellung in

gesellschaftlichen Hierarchien oder unterschiedliche historische Erfahrungen der Akteure denkbare andere Ursachen für die untersuchten Phänomene?

Ähnlich eingeschränkt verhielt es sich mit der Interpretation der Daten. Auch hier entstand der Eindruck, dass das gesicherte Wissen um die Möglichkeit der unterschiedlichen Lesarten von Texten und die Existenz der Polysemie eines *jeden* Textes (oder Films) zugunsten der eigenen Interpretation in Vergessenheit geraten war.

Natürlich ist auch der vorliegende Text der Versuch, ein sinnhaftes Ereignis interpretativ zu rekonstruieren und dieser kurze Tagungsbericht ist somit die eingeschränkte Lesart des Autors. Einige Referentinnen und Referenten der Tagung mögen diese für misslungen halten, aber dies ist das einzu gehende zwangsläufige Risiko eines jeden Versuchs interpretativer Sinnrekonstruktion.

Martin Spetsmann-Kunkel

Arbeitsgemeinschaft Architektursoziologie der Sektionen Kultursoziologie sowie Stadt- und Regionalsoziologie

Workshop-Bericht »Materialität und Bildlichkeit der Architektur«

Der von Martina Löw und Peter Noller organisierte Workshop zur »Materialität und Bildlichkeit der Architektur« war die mittlerweile fünfte Veranstaltung der (bundesrepublikanischen) Architektursoziologie, für deren schnell wachsenden Interessentenkreis auch die neueren Publikationen und Dissertationsprojekte sprechen. Der Workshop folgte zwei Ad-hoc-Gruppen auf DGS-Kongressen (München 2004, »Architektursoziologie«, organisiert von B. Schäfers; Kassel 2006, »Architektur als Verkörperung der Gesellschaft«, J. Fischer/H. Schubert), einer interdisziplinären Tagung in Dresden 2006 (»Die Architektur der Gesellschaft. Architektur der Moderne im Blick soziologischer Theorien«, J. Fischer/H.-G. Lippert, Band in Vorbereitung) und einem Arbeitstreffen (Frankfurt/M. 2007, M. Rodenstein/H. Schubert) mit der förmlichen Gründung der AG Architektursoziologie.

Der am 8. und 9. Februar 2008 an der TU Darmstadt veranstaltete Workshop brachte erneut gezielt die Disziplinen Soziologie und Archi-

tektur in Kontakt. Er enthielt drei Theoriebeiträge, zwei eher methodische Reflexionen, drei Praxisbeispiele aus der Architektur und drei weitere Beiträge, die das Verhältnis zwischen der Materialität der Architektur und ihrer medialen Verbildlichung ins Auge fassten. Die gemeinsame Ausgangsannahme lautete: Architektur trägt in zu untersuchender Weise zur *Produktion* des gesellschaftlichen Raums bei, sie ist ein Medium der materiellen und bildlichen (oder symbolischen) Konstruktion der sozialen Wirklichkeit. Gefragt waren in einem Call for Papers theoretische und methodische Beiträge zur Architektursoziologie, deren Gegenstand (Architektur und Städtebau) sowohl das gebaute materielle Substrat als auch die symbolische Gestalt der Gesellschaft bildet – und somit für diese selbst nicht unerheblich ist.

Theoretische Konzeptionen

Joachim Fischer (Soziologe, Dresden) schlug vor, die »Architektur als »schweres Kommunikationsmedium« der Gesellschaft« zu verstehen, um dadurch die Architektursoziologie ins Zentrum der Soziologie der modernen Gesellschaft zu führen. Im freien Anschluss an die Systemtheorie der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien wird die Beobachtung der »leichten« Medien der Sprache, des Geldes und der massenmedialen Bildlichkeit systematisch ergänzt um das schwere oder »träge« Kommunikationsmedium der Architektur. Um die »konstitutive Sozialdimension der Architektur in ihrer Omnipräsenz« (Schäfers) zu verstehen, brauche die Soziologie zunächst ein adäquates Verständnis der Architektur als spezifisch »symbolische Form«: Die Eigenlogik des Mediums bestehe darin, dass die großen künstlich-stilisierten Baukörper mit ihrer schweren Materialität die menschlichen Lebewesen in deren Körperlichkeit ständig in ein raumhaftes »Innen-Außen-Verhältnis« (Baecker) hineinziehen, das auch die (sprachliche, geldgesteuerte, visuelle) Kommunikation zwischen den Akteuren präge. Die These lautet: Über ihre expressive »Baukörper-Grenze« sind die Bauwerke in den Städten selbst zueinander in eine permanente »Quasi-Kommunikation« versetzt, die für die zwischen ihnen innen und außen beständig changierenden Stadtbewohner entscheidende soziale Unterscheidungen kommunikativ mitlaufen lässt, vor allem stratifikatorische und funktionale Differenzierungen. Fischer pointierte, dass eine so konzipierte Architektursoziologie vor allem die im architektonischen Kommunikationsmedium mit-

laufende Generationendifferenzierung aufdecken könne. Ältere und neuere Baukörper lägen sich simultan wie Kommunikationsofferten verschiedener Generationen gegenüber. Im Gegenzug zu den an »leichten« Medien orientierten Gesellschaftsdiagnosen könne die Architektursoziologie so die »Unaufträubarkeit« der Moderne analysieren. Als Kommunikationsmedium verstanden, ist die Architektur sozial konstitutiv, *bevor* sie sozial konstruiert ist: die Gestalt der »Baukörper-Grenze« ist sozial umkämpft, weil sie per se kommunikativ ist. Die Kennzeichnung als »schweres« Medium wendet sich, worauf Fischer Wert legte, gegen die dominierenden Metaphern der »Sprachlichkeit« (semiotischer Ansatz) und der »Bildlichkeit« der Architektur (neuere Tendenzen), die diagnostisch das Proprium der Architektur als sozialer Tatsache verfehlen könnten.

Der Beitrag von *Heike Delitz* (Architektin und Soziologin, Dresden) »Architektur als »Medium« des Sozialen. Zur Materialität der Architektur aus lebenssoziologischer Perspektive« galt einer adäquaten Konzeption des Verhältnisses von Architektur und Sozialem. Die soziologische Theorie hat die Architektur kaum beachtet; wenn, dann hat sie sie in fast stereotypischer Weise stets als den »Ausdruck« oder »Anzeiger« der Gesellschaft verstanden, und damit als Kopie eines stets als »eigentlich« und vorgängig gedachten sozialen Seins. Statt derart von einer bloßen Verdopplung des Sozialen in der Architektur auszugehen, lautet der Vorschlag, diese als (ebenso konstitutives wie transitives) *Medium des Sozialen* zu konzipieren: als ein Medium, das sich einerseits direkt an den Körper richtet, dessen ständiger »Sozius« die Architektur ist, Bewegungen und Blicke evoziert; und als Medium, das der »Gesellschaft« erst eine räumlich-visuelle Gestalt verschafft: eine Gestalt, in der sich diese als solche »erkennt«, in der sie sich als eine bestimmte Gesellschaft instituiert. Einzuzurechnen ist in beiden Aspekten der Kreativismus der Architektur seit dem 20. Jahrhundert. Diese soziologische Theorie der Architektur speist sich aus der französischen Lebenssoziologie, insbesondere dem Denken von H. Bergson, G. Deleuze und C. Castoriadis. Wie die Philosophische Anthropologie ist es ein nicht cartesianisches Denken, das den Körperbezug der Architektur berücksichtigt; zudem entfaltet es eine Theorie der Konstitution sozialer Wirklichkeit als imaginärer Institution gegenüber dem stetigen Anders-Werden (Castoriadis); drittens nimmt das bergsonianische Denken die Kreativität der Architektur ernst. Weit entfernt davon, der bloße Ausdruck der Gesellschaft und das passive Objekt der

sozialen Akteure zu sein, kommt der Architektur in diesem Denken zutiefst eine Effektivität hinsichtlich des Sozialen zu. Die moderne Architektur führt in ihrer Suche nach dem Neuen zudem stets neue Differenzen ein: sie bildet (wie Deleuze sagen würde) »neue Falten im sozialen Stoff«.

Monika Grubbauer (Architektin und Stadtforscherin, Wien) konzentrierte sich in ihrem Beitrag »Wie vermitteln Bilder von Architektur Wissen? – Strategien visueller Typenbildung in der Architektur und ihr Beitrag zur Konstruktion sozialer Wirklichkeit« entlang der These der Konstruktion der sozialen Wirklichkeit auf eine bestimmte, typologisierte Architektur, nämlich auf die »Bilder im Kopf von Finanzhochhäusern; und auf den massenmedialen Einsatz entsprechender Fotos in verschiedenen Kontexten. Die These lautet: die Kenntnis der Architektur »im Allgemeinen« resultiere zunehmend aus dem massenmedialen Bildgebrauch, in dem sich mit bestimmten Gebäudetypen soziale Funktionen und Verhältnisse verknüpfen. Die visuelle Strategie der Verwendung solch typischer Bilder unterscheide sich von der sprachlichen Konstruktion: sie sei effizient und funktioniere über wenige Details. Dabei lasse sich eine Veränderung der Bilder beobachten: die internationalen Banken stellen sich aktuell weniger im Gesicht ihrer spiegelnden Fassaden dar, sondern eher in Innenräumen, zum Beispiel mit deutlich akzentuierten Holzoberflächen – was sich auf die vorsprachliche und damit unbewusst bleibende Wahrnehmung der sozialen Dimension der Finanzökonomie vermutlich auswirken wird.

Methodische Überlegungen

Hinsichtlich der methodischen Reflexion schlug *Anna-Lisa Müller* (Soziologin, Konstanz) eine bestimmte Kombination vor, die sie in ihrem eigenen Projekt verfolgt. Entlang der These einer individualisierten Vergesellschaftung, die auf eine zunehmend kreative Fähigkeit der Lebensgestaltung setzt, sollen die »Praktiken der Kreativsubjekte im städtischen Raum und der Aspekt der Materialität« erforscht werden. Untersuchungsgegenstand sind ausgewählte »creative cities«, deren Stadtplaner sich auf die Trendsetter, auf die dominanten »Kreativsubjekte« eingestellt haben (Architekten, Künstler, Designer). Methodisch wird nun vorgeschlagen, durch begleitende Beobachtung, Interviews, Bildanalysen die alltäglichen Wege dieser Trendsetter zu erforschen, ihre Bewegungen und Wahrneh-

mungen in der Stadt, die Bedeutungen, mit denen für sie bestimmte Orte und Räume verknüpft sind. Weiterhin sollen *mental maps* (Lynch) erstellt werden, um nutzerspezifische Raumeignungen zu erfassen, sowie »biographische« Diskursanalysen entlang einer Vorstellung der diskursiven Prägung der »Lesbarkeit« der Architektur der Stadt, die ihrerseits bestimmte kreative Praktiken und entsprechende materiale Veränderungen hervorruft. Theoretisch wird somit ein »wechselseitiges Beeinflussungsverhältnis« zwischen Bewohner und Stadt angenommen, um die Frage zu verfolgen, wie die »Kreativsubjekte« als »prägende Subjektform westlicher Gesellschaften« die materielle Gestalt der Stadt verändern.

Thomas Lampalzer (Wildbach- und Lawinerverbauer und Soziologe, Wien) stellte sein Forschungsprojekt »Ökologische Architektur und ökologisch orientierte Lebensstile am Beispiel des südlichen Niederösterreichs« vor. Entlang der Theorie Bourdieus wird die sich selbst als ökologisch verstehende Eigenheimbauweise auf einen dementsprechenden Lebensstil hin untersucht. Als erstes (unerwartetes) Ergebnis erweist sich weniger das kulturelle, sondern vielmehr das ökonomische Kapital als ausschlaggebend: die Bewegung des »ökologischen« Bauens speist sich heute offenbar – zumindest in Niederösterreich – nicht aus einem Ethos, sondern vielmehr aus den begrenzten finanziellen Möglichkeiten. Die Bauherren erweisen sich als aufgestiegene Kleinbürger, deren Lebensstile (gemessen an der automobilen Ausstattung, der Wahl der Lage des Hauses, der bevorzugten Radiosender und Tageszeitungen) teilweise erheblich mit der äußeren und inneren »Aussage« des Hauses als eines »ökologischen« Gebäudes kontrastierten. Methodisch wurden dazu in Interviews und Begehungen die Denotationen und Konnotationen einzelner Details der Architektur und der technischen Gebäudeausstattung erfasst.

Überlegungen seitens der Architektur

Seitens der Architektur vertraten *Annette Rudolff-Cleff* und *Björn Hekmati* (Darmstadt) – ausgehend von der Beschränktheit des Wirkungskreises einzelner Architekten – die These einer zunehmenden »Überlagerung virtueller und realer Bilder in der Stadt«. Man habe es gegenwärtig in der Architektur mit einer »Diktatur der Bilder« gegenüber der Materialität und damit der »Authentizität« der Architektur zu tun. Statt »Wahrheit« gehe es der Architektur nur noch um die Produktion von Bedeutungen;

statt der Herstellung von Heimat um deren Inszenierung. Demonstriert wurde die These anhand der Entwurfsplanung und visuellen Vermarktung der neuen Inseln in Dubai: hier gehe es nicht um Aufenthaltsqualitäten, um eine Raumgestaltung, die der Materialität der Architektur Rechnung trage, sondern allein eben um ein Bild, um ein Image. Während es in der klassischen Moderne noch um die Gleichverteilung der Lebenschancen gegangen sei, handele es sich bei der internationalen Architektur heute um eine Architektur der Ökonomisierung des Lebens.

Roger Perrinjaquet (Architekt und Soziologe, Rennes) betonte im Gegenzug im Ausgang von der »digitalen Architektur« die stoffliche Materialität, die haptische Erfahrung der »postdigitalen«, experimentellen Architektur. Die virtuelle Modellbildung in der Architektur ermögliche ein bisher ungekanntes Bewegen im Raum, eine Maßstabsveränderung, eine Einrechnung unterschiedlicher Lichtverhältnisse und Umgebungen im Entwurfsprozess. Es zeige sich korrespondierend zu dieser neuen »Digitalität« und gegenläufig zum bisherigen Primat des Visuellen – und möglicherweise in Konsequenz der zunehmend unkörperlichen Arbeit – eine steigende Nachfrage nach der eigenen körperlichen Bewegung und der affektiven Betroffenheit, die in der Stadt gesucht wird. Hingegen habe man sich in früheren Zeiten eher vor einer allzu nah kommenden Erfahrung der Gerüche und Geräusche der Stadt gehütet. Als Beispiel dieser »Rekorporalisierung des Visuellen« wurde das Projekt »Paris Plage« vorgestellt: die »Mutter« der Stadtstrände, ein jährlich wiederholtes Projekt der Stadt Paris, eine Schnellstraße an der Seine zum Aufenthaltsraum zu gestalten. Die Aufgabe des Soziologen bestand dabei in der »Planung« der Interaktionen, konzipiert als Triade zwischen Subjekt, Objekt und der Kopräsenz der Anderen, sowie als »azentrisches« Verhalten.

Gabu Heindl (Architektin und Garbologin, Wien) stellte am Leitfaden der deleuzianischen Überlegungen zu den Bildern Francis Bacons das Projekt eines Theaterumbaus in Wien vor: »brut gebaut. Performativer Raum durch diagrammatische Materialität«. Deleuzes Begriff des »Diagramms«, den er angesichts der Bilder Bacons entfaltet, macht auf virtuelle Kräfteverhältnisse aufmerksam, die es zu aktualisieren gilt: unter Berücksichtigung des Potentials der je spezifischen Materialität, die sich bei einem Umbau eines Gebäudes vorfindet. Statt also wie üblicherweise nach einem vorgefassten und vorgezeichneten Plan im zweiten Schritt nur noch dessen »Kopie« zu bauen (unter Überformung des Umzubauenden), ermöglicht das deleuzianische Konzept ein Entwurfsverfahren des

Zufalls, das sich auf den Ort und insbesondere die Materialität und dessen Kräfte einlässt. Statt vorgefasster Pläne wird auf der Baustelle instantan entworfen und gebaut (was in den meisten Fällen ein Problem mit dem Bauantrag mit sich bringen dürfte). Ziel ist es, den gängigen Präokkupationen (durch die reine Form und die vorgefasste Funktion) zu entkommen, und das Unwahrscheinliche hervorzulocken: sich dem Zufall zu überlassen, um eine neue Ordnung der faktischen Möglichkeiten zu gewinnen, sie sichtbar und spürbar zu machen. Deleuze wird von der Sichtbarmachung unsichtbarer Kräfte sprechen, die keiner kausalen Logik folgen (Bacon malt den Schrei, und nicht das, was ihn hervorgerufen hat): es geht insgesamt um die Frage der Atmosphäre, die die Architektur in dieser Weise herzustellen beabsichtigt, mit ihrer Möglichkeit, Affektionen auszulösen.

Überlegungen zum Verhältnis von Materialität und Bildlichkeit

Hinsichtlich der Frage nach der Gewichtung der soziologischen Relevanz der Architektur selbst oder ihrer massenmedialen Bilder hat *Markus Daus* (Kunsthistoriker, Frankfurt/Main) eine historische Analyse der »Ikonizität der Materialität« der Architektur unternommen. Die moderne Architektur zeichnet sich bekanntlich durch einen programmatischen Verzicht auf das Ornament und kanonische Formen aus. Viele Beobachter (zuweilen auch SoziologInnen) verstehen sie daher als symbolisch »leer« und sehen darin die Ursache der »Krise« der Architektur, insofern diese keine Identifikation mehr erlaube. Demgegenüber zeigt die kunsthistorische Beobachtung eine zunehmende ikonische Aufladung des Materials als solchem: der Ruf nach der »Materialgerechtigkeit«, der zuerst im Deutschen Werkbund laut wurde. Mit Panofsky lässt sich diese Aufladung der reinen Oberfläche als ein »ikonischer Kurzschluss« konzipieren, welcher sehr wohl ikonographische Analysen – die Frage nach der grundlegenden, in der Architektur mit konstituierten Welthaltung – zulasse. Im Prozess der Aufladung der reinen Form als eines ikonischen Zeichens (Revolutionsarchitektur) und der darauf eintretenden Rehabilitierung der Materialität (seit der klassischen Moderne) habe sich insbesondere nach 1945 in der »Selbstorganisation der Materialien« zur konstruktiven Form (zum Beispiel F. Otto) als letzte Konsequenz des Modernismus eine Fetischisierung des Materials ergeben: ein »Materialkult«, der die Oberfläche der Architektur zum Bedeutungsträger, und damit die

Bildlichkeit der Architektur soziologisch relevant mache. Dies zeige sich exemplarisch an den spiegelnden Fassaden der Frankfurter Hochhäuser: ihre »virtuelle Immaterialität« zeige Korrespondenzen zum aktuellen Stadtmarketing und zur Immaterialität der »eigenschaftslosen Kapitalströme«.

Stefanie Duttweiler (Soziologin, Basel) stellte ihr Forschungsprojekt »Zum Gestaltwandel des Religiösen und seiner architektonischen Räume. Untersuchung einer wechselseitigen Konstitution« vor, in dem sie eine Verbindung von Architektur- und Religionssoziologie anstrebt. Ausgangspunkt ist der Wandel des Religiösen, der mit einem Funktionsverlust der Kirchenräume einher geht, wobei diese aber ihre Relevanz für das Stadtbild und ihre »Aura« behalten. Um dies zu verstehen, muss man die Bedeutungsstiftung der Architektur für das Religiöse sehen: die architektonische Herstellung einer bestimmten Atmosphäre, die religiöse Erfahrungen mit auslöst, während andererseits die Architektur diese »Aufladung« erst aus der religiösen Praxis und den Diskursen erhält. Die ersten Ergebnisse der Diskursanalyse (die neben Interviews und phänomenologischen Beschreibungen verfolgt wird) zeigen mehrere Diskursstränge, die zwischen den Konfessionen differieren, aber auch grundlegende Gemeinsamkeiten haben: diskutiert und thematisiert werden in aktuellen Umnutzungsdebatten die Heiligkeit des Raumes; die Lesbarkeit der Kirche, ihre Einheit von Funktion und Form; die Bedeutung für die Stadtmitte; die Differenz gegenüber dem Alltag. Wegen dieser Bedeutungen erweisen sich Kirchen als nahezu nicht umnutzbar, wie in anderer Weise auch Bordelle (worauf Martina Löw hinwies) oder Gefängnisse – und dies eben nicht nur aufgrund religiöser, sondern auch aufgrund gesellschaftspolitischer Argumente.

Sven Martensen (Architekt und Sozialwissenschaftler, Oldenburg) stellte die Ergebnisse seiner Diplomarbeit »Architektur und Soziologie – Die Gesellschaft und ihre Materialität. Eine Bildanalyse am Beispiel der Plenarbauten des Deutschen Bundestags 1949–1999« vor, die den Wandel der Architektur am Beispiel der drei Plenarbauten als eine »Nachzeichnung« und »Einschreibung« der gesellschaftlichen Veränderungen zum Teil detailliert beobachtete. Beabsichtigt ist eine »praktische Architektursoziologie«, die aus der Architektur etwas über die Gesellschaft zu erfahren hofft. Im Fall der politischen Architektur geht es darum, wie demokratische Prozesse in die Architektur umgesetzt werden; wie in Bewegungen und Haltungen ein Staats- und Gesellschaftsbild formuliert wird; wie

sich der gesellschaftliche Wandel in die Bauten einschreibt. Der Blick richtet sich auch auf die Innenarchitektur. Beobachtet wurde etwa eine Veränderung der Gestaltung des Rednerpultes, das den Blick auf den Körper zunehmend ermöglicht, sich den Abgeordnetentischen angleicht und damit ein neues, »barrierefreies« Verständnis des Abgeordneten abbildet. Die Veränderung der Sitzgruppen und deren Trennung von den Zuschauerplätzen lasse zudem eine andere gesellschaftliche Einteilung sowie ein gestiegenes Sicherheitsbedürfnis erkennen.

Die Debatten betrafen (ausgelöst durch den Tagungstitel) insbesondere die These einer zunehmenden Wahrnehmung der Architektur als Bild, einer Verschiebung der Materialität der Architektur in die Bildlichkeit. Demgegenüber ist es (worauf insbesondere Joachim Fischer insistierte) geboten, sich in einer Architektursoziologie die Differenz von Architektur und Bild klar zu machen, um die mediale Logik der Architektur und ihre entsprechende, spezifische soziale Brisanz nicht zu verfehlen. Die Frage nach der Differenz der Materialität der Bedeutung von Architektur und Bild stellt sich hinsichtlich der Konstitution der sozialen Wirklichkeit durch die Architektur: inwiefern »bedeutet« die Architektur »etwas« (als nicht darstellende Kunst, und als artifizielles Lebens-Gehäuse); kann sie entsprechend mit semiotischen oder ikonographischen Modellen angemessen erfasst werden; ist es beispielsweise angemessen, sie als »ikonisch« zu bezeichnen, oder muss man nicht eher von der Raumgestalt und dem Körperbezug ausgehen? Diskussionsbedarf besteht auch hinsichtlich der Methodik, worauf sich eines der nächsten Treffen der Arbeitsgemeinschaft richten wird. Insgesamt hat der Workshop zwei wichtige Dinge gezeigt: die Möglichkeit des kooperativen Arbeitens zwischen Stadt-, Raum- und Architektursoziologie; und die Möglichkeit, mit ArchitektInnen in die Diskussion zu kommen und gemeinsame Fragen zu verfolgen (was sich keineswegs von selbst versteht). Die nächste Veranstaltung der Arbeitsgemeinschaft der Sektionen Stadt-/Regionalsoziologie und Kultursoziologie wird voraussichtlich im Mai 2009 in Dresden die aktuellen »Stadt- und Architekturdebatten« soziologisch beobachten – nicht zuletzt die emotionalen, kollektive Erregungen auslösenden Debatten um die historische Rekonstruktion der Innenstädte unter anderem in Dresden, Frankfurt, Berlin.

Heike Delitz